

restaurant flaktet wie. Das Industriegebäude, das eine Fläche von fast 60000 qm umfasst, ist durch den Bau des neuen Gebäudes der Gewerbaustellung von 1879 ...

Diesem Hauptgebäude sind 200 m Breite zuzurechnen. Über dem kolossalen Eingangsportale ...

Personalnachrichten. Dem Major a. D. und Mitregimentschef von S. ...

Heilige Katakomben von S. Januar. Der Rabensturz Original-Handschriften ist nur mit besond. ...

Unschuldig. Der unter dem Verdacht, an dem ...

Gerechtigkeits. Der domizilische Hausbesitzer ...

Ein alter Jungfräulein. Der Hausdamen ...

Rechtliche. Der Hausbesitzer ...

Ein alter Jungfräulein. Der Hausdamen ...

Rechtliche. Der Hausbesitzer ...

Ein alter Jungfräulein. Der Hausdamen ...

Rechtliche. Der Hausbesitzer ...

Ein alter Jungfräulein. Der Hausdamen ...

Rechtliche. Der Hausbesitzer ...

Ein alter Jungfräulein. Der Hausdamen ...

Rechtliche. Der Hausbesitzer ...

Ein alter Jungfräulein. Der Hausdamen ...

Einfluss machen müsse und das Geld dazu ...

Ein Jagdrevier. Bei dem Jagdrevier ...

Wetter-Nachrichten auf Grund der Berichte der Deutschen ...

Wasserstände (+ bedeutet über, - unter Null). Gasse und Wasser.

Table with columns for location (e.g., Elbe, Weser, Oder), date, and water level (+/-). Includes a section for 'Wasserstände' and 'Gasse und Wasser'.

Volkswirtschaftlicher Theil. Marktberichte.

Wohlthätigkeitsverein in Halle a. S. 2. Januar. ...

Gerichtszeitung. 2. Januar. (Sigung der zweiten ...)

Wienmärkte. Offizieller Bericht über den Schmalzmarkt ...

Table showing market prices for various goods like flour, oil, and sugar in Vienna. Columns include item name and price.

Paris, 30. Dec. Bichard's au Verkauf standen: ...

Table listing market prices for various commodities in Paris, including flour and oil.

Waren- und Produktberichte. Getreide. ...

Waren- und Produktberichte. Getreide. ...

Waren- und Produktberichte. Getreide. ...

Waren- und Produktberichte. Getreide. ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...

2. Januar. Regen über die Gegend ...



Das Testament der Indierin.

6) Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Hay
(Martham Howard).

Royden Keith war wie Miß Craven zu Fuß nach Parkhaus gekommen und befand ſich nun ebenfalls auf dem Rückwege nach Kinbury. Es war eine ungemein angenehme Herbitnacht; langſam und gedankenvoll ging er die Chausſee entlang, bis er die Stadt erreichte und ſein Gaſthof, in dem er abgeſtiegen war, in Sicht kam. Dann beſchleunigte er plötzlich ſeine Schritte, als er vor dem Hoteleingang einen Wagen mit einem kleinen ſchaumbedeckten Vollblut, welches ihm bekannt war, halten ſah. Der Kutſcher in weiß und grüner Livree — wir haben dieſelbe bereits vor der Schenke in Abbotsmar geſehen — küſtete ſeinen Hut vom Bocke herab, als Mr. Keith in den Hausſtrat trat, während ein Diener in denſelben Farben ihm ſogleich entgegentrat.

„Ein Brief, gnädiger Herr.“

„Haſt Du außerdem noch eine Beſtellung?“ fragte Royden, den Brief nehmend.

„Nein, weiter keine Befehle, gnädiger Herr, ausgenommen, wenn Sie uns ſolche ertheilen.“

„Dann fährt ſofort zurück und beſtellt, daß ich morgen kommen oder Nachricht ſenden würde; laß Dir und Morris eine Erfrischung geben, haltet Euch aber nicht lange auf. Gute Nacht.“

Bald ſaß Mr. Keith bei angezündeter Lampe und geſchloſſenen Fenſtervorhängen in ſeinem Zimmer und las den Brief. Es war eine feſte deutliche Handſchrift, doch brachte er lange beim Leſen zu; der Bogen war groß und durchſichtig und die Reihen waren noch einmal quer durchſchrieben, als ob das Schreiben von einem fernem Lande käme, oder für ein fernes Land beſtimmt ſei. Nachdem er geendet, ſteckte er den Brief wieder in das Couvert und klingelte.

„Ich möchte“, ſagte er dem eintretenden, tabellos ſchwarz gekleideten Kammerdiener, „mit Edwards ſprechen; ſchicken Sie ihn mir herauf.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr.“

„Noch eine Frage, iſt der Wagen fort.“

„Schon ſeit einiger Zeit.“

Der Stallknecht, den ſein Herr Edwards genannt hatte, warf ſich haſtig in ſeine grün und weiße Livree, als ihn der Kammerdiener gerufen.

„Ich weiß ſchon, was es iſt“, murmelte er, „ein Ritt im Galopp nach Schloß Weiſtleigh und zurück, das ſieht ihm ähnlich.“

„Wenn Du meiniſt, daß er den Ritt ſelbſt ohne große Urſache auszuführen gedenkt, dann haſt Du recht“, entgegnete der Kammerdiener, „ſonſt biſt Du im Irrthum, denn unſer Herr iſt nicht der Mann, der ſeine Untergebenen bei nachſchlafender Zeit ohne triftigen Grund umhergaloppiren läßt.“

„Nein, gewöhnlich nicht“, gab der Stallknecht ein wenig freundlicher zu, „aber es macht Einen verdrießlich, wenn man ſich noch einmal anziehen ſoll — iſt mein Anzug jezt in Ordnung?“

„Tabellos, wie ein Stutzer“, lächelte Pierce mit gnädiger Herablaſſung. „Du biſt ein närrischer, eitler Bursche, doch was kann man von einem ſo jungen Stallknecht denn mehr erwarten?“

Pierce mußte lächeln, als er Edwards nach einigen Minuten wie umgewandelt von ſeinem Herrn zurückkommen ſah; „ganz wie er“, dachte er für ſich und ſagte dann laut: „Ich möchte wiſſen, wie es kommt, daß, wenn Du mit dem Herrn eine Unterredung gehabt haſt, Du immer vergnügter ausſiehſt. Nun, hat er Dich wie einen Galeerenſklaven behandelt, Edwards?“

„Unſer Herr will ſchon mit Tagesanbruch fortreiten“, berichtete dieſer, die Frage hörend, „ich ſoll „Prinzeß“ früh ge-

nug ſatteln; jezt ſchreibt er und ſagte mir, Sie brauchten ſeinetwegen nicht aufzubleiben. Morgen Nachmittag komme er zurück. Wohin, glauben Sie wohl, ſoll der Ritt gehen?“

„Ich weiß es“, murmelte Mr. Pierce für ſich, indem er ihm den Rücken drehte, „er will nach Haus.“

Für Rittmeiſter Hervey Trent war es nichts Neues, Honor Craven auf ihrem Gange von Parkhaus nach dem Kirchenhofe zu begleiten; doch erſchien ihm dieſer Gang heute in einem neuen Lichte.

„Du ſagſt ja kein einziges Wort, Honor?“ begann er endlich, als ihm die Ungewohntheit ſeiner Lage erſt recht einleuchtete, wie merkwürdig von Dir. Es verräth nicht gerade jezt ſeine Manieren, manchmal in einem fort zu ſchwäzen und dann einmal wieder gar nicht zu ſprechen.“

„Hervey“, entgegnete das junge Mädchen ſtehen bleibend und ihre flammenden Augen auf ihn richtend, ſo daß er trotz der Dämmerung die Heiterkeit in denſelben erblicken konnte, „gib mir, bitte, keine guten Lehren, wenn wir allein ſind. In tante Trent's und Theo's Gegenwart will ich ſie gelten laſſen; Du machſt ihnen ein großes Vergnügen damit; laß uns aber ohne dieſes Auditorium keine Komödie ſpielen! In ſolchen ohnehin ſeltenen Fällen wollen wir uns einbilden, wir ſtänden auf gleicher Stufe. So, nun können wir ſo viel ſprechen, wie Dir beliebt, denn ich werde bald zu Hauſe ſein. — Hervey, wer iſt dieſer Mr. Keith?“

„Warum wüñcheſt Du das zu wiſſen?“ fragte der Rittmeiſter haſtig, ſei es inſolge von Honor's einleitender Zurückweigerung, oder weil ihm die letzte Frage nicht klar war.

„Wenn Du es mir nicht ſagen wiñſt, werde ich es ſchon von Lawrence zu erfahren ſuchen.“

„Dieſer Mr. Keith kann ebenſo gut ein Abenteuerer ſein, wie etwas anderes“, entgegnete Hervey verächtlich, „der Theodora in Rückſicht auf ihren Antheil an dem Erbe des alten Barons den Hof macht.“

„Aber, Hervey, ich hätte wirklich von Dir gedacht, daß Du alt genug wäreſt, einen echten Edelmann, der Deinen Lebenspfad kreuzt, herauszufinden“, bemerkte Honor mit herausforderndem Ernſte, „doch wenn er nun wirklich hierher gekommen wäre, um ſich Theo's Liebe zu erwerben, was ſingſt Du dann an?“

„Wieſo?“ fragte er in etwas barſchem Tone, entweder vor Aerger, oder weil er ſich getroffen fühlte.

„Weil Du ſie doch heirathen ſollſt, wie Du weißt.“

„Sag' nicht „wie Du weißt“, dieſe Redensart iſt unſein und auch unnöthig, denn bei mir ſteht dieſe Angelegenheit nicht ſo feſt, wie anſcheinend bei Dir.“

„Allerdings, alle Welt weiß es doch.“

„Nun, wenn ich Theodora heirathen wollte, würde ich ſie vermuthlich bekommen“, murmelte der Rittmeiſter ſelbſtgefällig, „wenn Du das ſo wiñſt, dann haſt Du recht.“

Honor's Lachen ſchallte friſch und klar durch die Nachtluft und ſachte den verbiffenen Aerger Hervey's noch mehr an.

„Es iſt höchſt albern, über nichts zu lachen, wie Du es thuſt, Honor.“

„Erſt geſtern ſagteſt Du mir, es ſei kindiſch, über Alles zu lachen; Du biſt inconſequent, Hervey.“

Wenn Mr. Keith Theodora und ihr Geld heirathet,“ begann Hervey wieder, in der Abſicht, Revanche zu nehmen, „was ſingt dann Mr. Haughton an? Jane und alle Welt weiß auch dieſes, daß Lawrence, wenn er überhaupt heirathet, eine reiche Frau nehmen muß, obgleich ich glaube, daß Jane täglich ihre Gebete zum Himmel ſendet, daß dieſer Fall nie eintreten möge.“

Da keine Antwort erfolgte, mußte der Rittmeiſter ſeine Frage deutlich einſprechen.

„Glaubſt Du, daß Haughton eine reiche Frau nehmen wird?“

„Offentlich.“

„Warum hoffentlich?“

„Weil“, antwortete sie mit spöttisch gekreuzelten Lippen, „weil er nicht glücklich sein würde, wenn er es nicht thäte, eben so wenig, wie sie. — Jetzt bist Du es, der über nichts lacht, Hervey.“

Seine Ansichten von der Welt scheinen mir aus Romanen entlehnt zu sein; warum wünschst Du denn nicht, daß er eine arme Frau, Jane zum Trotz, wählen soll?“

„Weil — Jane das Herz dieser armen Frau brechen würde.“

„Honor.“

„Was wilst Du?“

„Du weinst ja, fühlst Du Dich so unglücklich im Verdenhose?“

„Ich dachte nicht an mich selbst“, entgegnete sie hastig, ich dachte gerade an Phoebe!

„Gräme Dich doch nicht um Phoebe“, sagte Hervey im Tone der Erleichterung, „sie macht sich aus so etwas nicht viel. Es ist viel härter für Dich, Honor, die Liebe eines Mannes, den Du verachtest, ertragen zu müssen, als für sie die Verachtung des Mannes, den sie verehrt. — Arme Phoebe!“

„Hervey, wie kannst Du so sprechen!“ rief das junge Mädchen leidenschaftlich aus, „Du weißt nichts, weder von Phoebe, noch von mir; ich erlaube Dir nicht, über meine Cousine, oder über mich solche Aeußerungen zu machen. Komm nur wieder mit Deinen schönen Anstandsregeln! Du solltest bei Dir selbst anfangen, denn Du bist kein Edelmann! Kehre um, ich bedarf weiter keiner Begleitung und will lieber allein gehen!“

„Meine liebe Honor“, begann er wieder mit seiner sanftesten Stimme, „sei doch nicht gleich so böse. Warum sollte ich nicht erwähnen, was — um Deine eigenen Worte zu gebrauchen — Jedermann weiß. Phoebe macht kein Geheimniß aus ihrer schwärmerischen Liebe zu Haughton, wie er keins aus seiner Gleichgültigkeit gegen sie macht; weshalb sollte ich es? Und suchst Du etwa Deinen Widerwillen gegen Deinen Vormund zu verbergen, während er seine Anbetung für Dich offen an den Tag legt? Warum sollte ich es also?“

„Es ist nicht ritterlich“, sagte Honor kurz; dann legten sie den Rest des Weges im tiefsten Schweigen zurück.

Die Villa „Verdenhof“ war ein düsteres, röhliches Backsteingebäude, welches eine ziemliche Strecke zurück im Garten lag. Das ganze Besitztum umgab eine hohe Mauer, ebenfalls aus Backsteinen, mit zwei großen Thoren an beiden Enden der Straßenfront, von welchen breite Kieswege in Krümmungen zu der Haupteingangstür führten. An dieser stand Honor jetzt in der Dunkelheit, mit ängstlicher Spannung, wer sie einlassen würde. Hervey hatte sie am Thore verlassen, wartete jedoch noch dort, ohne daß sie es wußte, um sie erst wohlbehalten ins Haus eintreten zu sehen. Seine Gebuld ward auch auf keine lange Probe gestellt. Die Hausthür ward rasch auf das Klopfen geöffnet, und er sah sie in die erleuchtete Halle eintreten.

„Haughton war es ja selbst, der sie einließ“, murmelte Rittmeister Trent, als er fortging, „sie wird recht verbrießlich sein, wenn kein Anderer so lange aufgeblieben ist, und wenn dem so ist, hat es Phoebe sicher nicht aus eigenem Antriebe unterlassen.“

Während Trent dann seine Schritte beschleunigte, im Gehen in Ermangelung von Gedanken vor sich hinseufzend, betrat Honor und ihr Vormund das warme, erleuchtete Empfangszimmer.

„Alle schon zu Bett?“ rief sie mit einem Ausdruck von hellem Aerger in ihrer Stimme. „Warum blieb Phoebe nicht auf? Sie verspricht es mir doch so fest, und ich bin nicht später zurück, als Jane gewünscht.“

„Ich ließ Phoebe zu Bett gehen“, entgegnete Mr. Haughton, indem er Honor behutsam den weichen weißen Shawl abnahm, den sie unter ihrem dunklen Mantel getragen hatte; „ich zog vor, Dich zu erwarten, und hatte dazu keine Gesellschaft nöthig.“

Das junge Mädchen blickte ihn einen Augenblick an, während er im vollen Lichte des Kaminfeuers stand, und schob dann ruhig den Stuhl fort, den er für sie ans Feuer gerückt hatte.

Honors Vormund war ein Mann von vierzig Jahren, ein wenig über Mittelgröße, aber so breitschultrig, daß er kleiner ausjah, als er in Wirklichkeit war. Sein Haar und sein starker, stumpfer Schnurrbart waren bereits stark mit Grau vermischt, die Augen hatten gewöhnlich etwas Stedendes und Nuheloses und in seinem Gesichte war ein schlauer und listiger Ausdruck vorherrschend. Ein anderer Ausdruck, der diesen Abend oder zu andern Zeiten, wenn er mit Honor allein war, auf seinem Gesichte lag, war für gewöhnlich nicht darauf zu lesen. Sonst war

Mr. Haughton ein sowohl körperlich als geistig kräftiger Mann, der seine Empfindungen und Worte vollständig in der Gewalt zu haben schien, und den man nicht ohne Gefahr reizen oder ärgern durfte. Seine Klienten sprachen einstimmig von ihm als von einem geschickten und tüchtigen Advokaten, dessen weiße Finger die schwierigsten Prozesse und Gesekesnoten zu lösen vermochten. Nur eine seiner Hausgenossinnen, welche ihn von zwei Seiten kannte, setzte in keine von diesen beiden Vertrauen.

„Ich habe Kaffee für dich fertig, Honor“, sagte Mr. Haughton, indem er einen Kaffeetopf vom Feuer nahm und zum Tische trug, wo bereits eine Tasse stand, „ich denke, er wird Dir gut thun nach dem Gang.“

„Danke“, entgegnete Honor mit einer Stimme, die er trotz ihrer Schroffheit die äußerste Gleichgültigkeit herausklang, die Lawrence Haughton sehr wohl herausföhkte.

„Hast Du einen vergnügten Abend gehabt?“ fragte er, ziemlich nervös sein ungewohntes und weibliches Geschäft des Kaffeeeinschenkens verrichtend.

„Etwas besser, als gewöhnlich“, antwortete sie ruhig, „aber ich bin müde, Lawrence, darf ich zu Bett gehen?“

„Trink doch erst Deinen Kaffee, mein Liebling; ich machte ihn selbst epreeß für Dich und hielt ihn warm in der Hoffnung, daß er Dich erfrischen würde.“

Da er mit diesen Worten, die dampfende Tasse in der Hand, auf sie trat, gab es für Honor kein Ausweichen mehr, und sie nahm dieselbe mit einem schwachen Lächeln an.

„Du siehst bei diesem Geschäft zu komisch aus, Lawrence. Warum hast Du es unternommen?“

„Weil es für Dich ist“, erwiderte er mit einem ihm sonst fremden Eifer im Tone, „es giebt kein Geschäft, das ich nicht für Dich verrichtete, Honor!“

„Ich hoffe doch“, entgegnete sie sehr sanft, „und hindere Phoebe das nächste Mal nicht daran, ihr Versprechen, mich zu erwarten, zu halten.“

Ein dunkles Roth stieg in sein Gesicht. „Und doch war heute den ganzen Tag mein einziges Vergnügen, mich auf die wenigen Minuten zu freuen, wo ich mich ungestört mit Dir unterhalten konnte.“

Es entstand eine Pause, während welcher er seine Stimme auf einen gleichgültigen Ton herabstimmen versuchte, sie hingegen kühnlich darüber nachgrübelte, ob wohl diese häusliche Verrichtung ihres Vormundes seiner Schwester bekannt sei, die lediglich von der Ansicht durchdrungen war, sämmtlicher Haushalt müsse sich um ihren Bruder drehen.

„Wer war diesen Abend im Parkhaus, Honor?“

„Nur ein Mr. Keith; er wohnt augenblicklich im Hotel Royal in Kinbury und hat Baron Philipp Sommerfon auf dessen Schlosse besucht. Ob er der Jagd wegen sich hier aufhält, oder weil er sich für die Nachbarschaft interessirt, weiß ich nicht. Kennst Du ihn, Lawrence?“

„Ich kenne ihn nur flüchtig von Ansehen, wie andere junge Leute seines Schlages, weiter nicht.“

„Nun denn, gute Nacht, Lawrence.“

Er stellte die leere Tasse nieder und ergriff ihre dargebotene Hand.

„Gute Nacht“, wiederholte er, „welche Eile Du hast, mein liebes Kind, mein einziger Verzug! Beim Du doch etwas von Phoebe lernen wolltest!“

(Fortsetzung folgt.)

In der Artisten-Kucipe.

Eine Skizze aus dem Leben des fahrenden Volks.

Bumm! Bumm! Tschindara! Bumm!

Musik, bunte Gewänder mit glitzerndem Flitter besetzt, kühne, schöne Männer, herrliche Frauen von fast übermenschlicher Gewandtheit, Eleganz und vollendeten Formen, eine beifallsjauchende, begeisterte Menge von Zuschauern, das in das äußere „Um und An“, in dem für den gewöhnlichen Sterblichen die Artisten in die Erscheinung treten.

Die Welt urtheilt bekanntlich nur nach dem Scheine, kein Wunder, wenn auch der einzelne Beurtheiler das Äußere im Wesen und im Auftreten der Artisten für das Ganze ihres Wesens nimmt und mit einem gewissen Neide diese glänzenden Erscheinungen betrachtet, die nach seiner Meinung sich auch in glänzenden Lebensverhältnissen befinden müssen. So denkt der lebenswürdige Beurtheiler, der Optimist; es giebt aber Leute, die einen ganz entgegengesetzten Standpunkt in der Beurtheilung der Artisten einnehmen und

...mann, ...weil, ...oder, ...als, ...weil, ...in, ...ver, ...zwei, ...auch, ...Tische, ...gut, ...trog, ...die, ...te er, ...ft des, ...aber, ...machte, ...nung, ...Hand, ...nd sie, ...rence, ...sonst, ...nicht, ...indere, ...ch zu, ...heute, ...enigen, ...halten, ...stimme, ...e hin-, ...e Ver-, ...lebig-, ...halt, ...Hotel, ...auf, ...hält, ...nicht, ...junge, ...botene, ...mein, ...s von, ...besteht, ...hlicher, ...eifall-, ...äußere, ...n die, ...heine, ...das, ...r das, ...wissen, ...nach, ...en be-, ...der, ...setzten, ...n und

...wird, ...und, ...mit, ...an, ...den, ...s, ...in, ...um, ...die, ...mar, ...Papa, ...sel, ...Capit, ...mit, ...maße, ...f, ...rand, ...berei, ...brach, ...Jahre, ...2, ...tallo, ...soll, ...zwei, ...den, ...dring

Verächtlich auf diese „Gauler“ sehen, die im Mittelalter zu den unehrlichen Leuten gehörten. Beide Beurtheiler irren sich aber! Wie überall, wo extreme Ansichten und Anschauungen vorhanden sind, liegt die Wahrheit in der Mitte, und der Leser mag aus den folgenden Zeilen selbst sich ein Urtheil bilden, wenn wir ihm einmal Gelegenheit geben, die Artisten zu beobachten, während sie ihres Glitters entkleidet, während sie gewissermaßen „in Civit“ sind.

Diese Beobachtung fällt uns nicht schwer. Wir finden bequem Gelegenheit dazu, denn die Artisten haben gewisse Lokale, in denen sich ihre „Centralpunkte“ befinden. Solche bestimmte Punkte, gewissermaßen feststehende Säulen in der Bewegung des artistischen Lebens, sind durchaus nothwendig. In der „Artistenkneipe“, deren jede große Stadt mindestens eine aufzuweisen hat, finden sich die Berufsgenossen sicher zusammen; sie wissen, wo sie hingehen haben, um mit Leuten aus ihrer Beschäftigung zusammen zu sein. Aber nicht nur für die gerade im Orte sich aufhaltenden Artisten ist das Lokal wichtig, sondern noch mehr für die Neuankommenden und Durchreisenden. Da die Fachblätter stets die Verzeichnisse dieser Lokale in kurzen Zwischenräumen veröffentlichen, weiß jeder auf Reisen befindliche Artist, der neu an einen Ort kommt, wo er sofort Genossen finden kann. In diesen Lokalen erhält er Auskunft über Wohnungsverhältnisse und, ist er augenblicklich engagementslos, über die etwaigen Geschäftsaussichten in dem Orte. Hier trifft er sich nach Verabredung mit Freunden, Verwandten, „Mitarbeitern“; hierher dirigirt er seine Korrespondenz, wenn er eine Zeit lang ohne bestimmte Adresse ist. Man glaube aber gar nicht, daß dieses Lokal dem Artisten gewissermaßen seine Heimath ersezt. Der Artist von heute ist nicht mehr „heimathlos“ in dem Sinne, in dem er es in früheren Jahren war. Wenn nur das Oberhaupt der Familie Artist ist, so hat die Familie ihren festen Wohnsitz in einem bestimmten Orte, lebt in soliden und behaglichen Verhältnissen, und die Mutter widmet sich ganz und gar der Erziehung der Kinder, die man in die besten Schulen sendet. Der Vater kann allerdings nur selten sich zu Hause aufhalten, aber um eine Zeit lang mit seiner Familie zusammenzuleben, bleibt er abfichtlich einige Wochen ohne Engagement. Sein Ideal ist es, möglichst viel Geld zu sparen, um in späteren Jahren als Rentier leben und sich ganz und gar seiner Familie widmen zu können. Sinn für Sparsamkeit und für ein inniges Familienleben findet man fast a u s n a h m e l o s bei den heutigen Artisten, und die geringen Ausnahmen, die man hin und wieder auftrifft, bekräftigen nur die Regel. Die Klugheit muß diese Leute schon zur Sparsamkeit veranlassen, denn mit zunehmendem Alter schwinden Kräfte, Schönheit und Gewandtheit, und nur während ihrer „Blüthezeit“ können Künstlerin und Künstler hervorragende Leistungen aufweisen und sich auch hervorragend b e z a h l e n lassen. In dieser Blüthezeit muß für die kommenden Jahre gespart werden. Bringt man es auch nicht zum Rentier, so will man doch ein kleines Kapital hinter sich haben, um später ein „bürgerliches Geschäft“ anzufangen, das den Mann und seine Familie nährt. Man wird es auch in Latentkreisen begreiflich finden, daß z. B. ein „Kautschukmann“ nicht bis in sein Greisenalter als „Frosch-Imitator“ produziren kann, sondern daß mit zunehmendem Alter Knochen und Muskeln ihm den Dienst versagen, und daß er dann daran denken muß, einen leichteren, anderen Erwerb zu finden.

Sind beide Eltern als Artisten thätig, so führt die Mutter nur die kleinen Kinder mit sich, die noch der mütterlichen Pflege bedürfen. Die Leute, welche die schöne Frau mit den herrlichen Formen bewundern, die in tollkühner Gewandtheit am Trapez arbeitet und halsbrecherische Sprünge durch die Luft waagt, wissen nicht, daß diese selbe Frau eine Stunde später eine sorgsame, liebende Mutter ist, die mit ihren Kleinen spielt, an ihrem Bettchen sitzt und ihr lächelnd und ihr fröhliches Jauchzen tausendmal lieber hört als den rasenden Beifallsturm der Zuschauermenge. Werden die Kinder größer, so werden sie in Pension gegeben, um guten Unterricht zu erhalten. Bleiben die Kinder bei den Eltern, sind sie vielleicht schon mit als Artisten thätig, so genießen sie doch regelmäßig auch wissenschaftlichen Unterricht. Man ist als Laie allerdings sehr erstaunt, wenn man erfährt, daß solche Künstlerfamilien auf ihren Kunstreisen einen eigenen, gut bezahlten Hauslehrer mit sich führen, der für den Unterricht der Kinder sorgt. Mancher dieser Hauslehrer, mancher bildere Kandidat der Theologie oder Philologie hat sich auch schon entschlossen, Artist zu werden, wenn er in sich besondere Talente dafür entdeckte. Aber auch diese mit dem Hauslehrer herumziehenden Künstlerfamilien sind keines-

wegs „heimathlos“. Jrgendwo, gewöhnlich in der Heimathsgegend eines der Ehegenossen, haben sie ein kleines, einfaches Häuschen gemiethet oder, wenn es geht, als Eigenthum erworben, denn für den Künstler, der unsätig in der Welt umherstreift, ist nichts so befeelend wie der Gedanke, daß es doch irgendwo ein Fleckchen Erde giebt, wo er sich ganz und gar hingehörig fühlen kann. Auf dieses Fleckchen Erde zieht er sich auch als Rentier zurück, um, wenigstens in den meisten Fällen, Blumen zu pflanzen oder Hansthiere zu züchten. Einzelne der Artisten-Koryphäen haben es bis zum Besitz von stattlichen Villen gebracht, aber natürlich ist nicht allen Mitglieder dieses Standes dieser Erfolg beschieden.

Auch die jüngeren Leute unter den Artisten haben keineswegs etwa eine besondere Vorliebe für das „ungebundene Jagabundenleben“; auch bei ihnen ist der Sinn für Häuslichkeit und Familienleben sehr stark ausgebildet, und fast alle heirathen jung und führen glückliche Ehen. So viel steht fest, daß die Artistenehen solidere sind als diejenigen der Schauspielere und Opernsänger, die nach der Statistik die meisten Ehescheidungen und nach den Nachrichten, welche die Tageszeitungen bringen, verhältnismäßig die meisten „Ehezwifte“ haben. Die Artistinnen heirathen meist Berufsgenossen, und das ist erklärllich, denn sie kommen mit Männern, die sie heirathen könnten nur bei der Arbeit, im Circus oder auf der Bühne, hinter den Coulissen zusammen. Die männlichen Artisten haben dagegen, wie die Erfahrung lehrt, eine gewisse Vorliebe dafür, nicht Artistinnen, sondern Mädchen zu heirathen, die nicht zur „Kunst“ gehören, und für diese Vorliebe giebt es eine psychologische Erklärung. Der Mann will außer seiner Kunst eine Häuslichkeit haben, in der er ganz und gar nur „Mensch“ sein kann und in welcher ihn nichts an seinen sonstigen Beruf erinnert.

Machen wir nun einen Besuch auf der Artistenkneipe, um hier Studien nach dem Leben zu beginnen! Jrgend etwas Aufschalliges ist in einem solchen Lokale nicht zu finden, wenn man von den bunten Neklameplakaten absteht, die vielleicht als Dekoration an den Wänden befestigt sind. Aber sehr oft fehlen auch diese „Abzeichen des Berufes“, und man findet dann nichts Artistisches vor. Es ist mir in Berlin mit einem solchen Lokal sehr eigenartig gegangen. Ich kannte einen Gastwirth, bei dem ich viel verkehrt hatte, als ich noch in seinem Stadttheil wohnte, später verzog ich und erst nach Jahren kam ich wieder zu dem Manne, der unterdessen ein anderes Lokal aufgemacht hatte. Ich habe vier Wochen in dem Lokal verkehrt, bis ich erfuhr, daß ich nicht in einer Gastwirthschaft befand, die fast ausnahmslos nur von Artisten besucht wurde. Von den soliden Elementen, die in anderen anständigen Lokalen verkehren, unterschieden sich die Gäste der Artistenkneipe in k e i n e r Weise; ich hatte sie alle stets für sehr „ehrbarere Philister“ gehalten, die mit ihren Familien sehr harmlos sich unterhielten und recht „solide in Speise und Trank“ waren. Und doch befanden sich unter diesen einfachen Leuten Koryphäen männlichen und weiblichen Geschlechts, deren Namen in aller Munde waren und von denen der Schablonenbeurtheiler ohne Weiteres annimmt, daß sie ein Votterleben führen, täglich Champagner-Orgien feiern und schon auf den nüchternen Magen ein Fußbad von Caviar nehmen. Später wurde ich mit einzelnen Gästen bekannt, und da man mein Interesse an der Sache verstand, durfte ich auch hinter die Coulissen der Artistenkneipe sehen. Dieses „Heiligthum“ bestand aus zwei Zimmern, die nach dem Hofe lagen und die als „Übungsräume“ benutzt wurden. Die Artisten sind gezwungen, t ä g l i c h zu üben, wenn sie sich leistungsfähig erhalten wollen und im Circus oder hinter den Coulissen des Spezialitätentheaters wird ihnen dazu auch Gelegenheit gegeben. Es muß aber auch geübt werden, wenn die Leute gerade keine Engagements haben, und dann sind diese Übungszimmer immer sehr begehrt. Außerdem sucht jeder Artist neue „Tricks“, neue Künste sich anzueignen, und dazu braucht er einen Raum, in dem er ganz unbeobachtet und mit Rücksicht auf die Konkurrenz in aller Heimlichkeit seine Übungen anstellt. Bei solchen Neueinübungen werden nicht nur die Fenster sorgfältig verhängt, sondern auch die Schlüßelöcher verstopft, damit kein unberufenes Auge etwas von den Geheimnissen im Übungszimmer erlauschen kann. Wochenlang, monatelang dauern diese heimlichen Übungen, und manchmal sind sie vergeblich, weil es nicht möglich wird, die gewünschten Erfolge zu erreichen. Ist die Sache aber geglückt, dann ist das Publikum gewöhnlich sehr erstaunt über die „allerneueste Leistung“. „Wie ist das möglich?“ fragt sich der Laie. „Hat denn der Mensch keine Knochen, oder ist er aus Gummi, wendet er übernatürliche Hilfsmittel an, oder ist es Zauberei?“ (Schluß folgt.)

All erlei.

Ein südamerikanisches Mittel gegen Schlangengift.
Ein rheinischer Landsmann, der seit fast 50 Jahren als An-
siedler in Brasilien lebt, theilt der „Köln.-Ztg.“ aus Sao Mar-
tinho do Capivary ein dort zufällig entdecktes sicheres und ein-
faches Mittel gegen die Wirkung des Bisses von Giftschlangen
mit. Da, mit Ausnahme der innerlichen Anwendung von Alko-
hol, die gebräuchlichen Mittel gegen Schlangengift wenig oder
gar keinen praktischen Werth haben, so giebt das Blatt, um
Untersuchungen von zutändiger Seite zu veranlassen, die Er-
fahrungen des alten Ansiedlers wieder. Der Betreffende schreibt:
Da wir hier ein einfaches Mittel wider das Schlangengift ent-
deckt haben, halte ich es für meine Pflicht, es bekannt zu machen.
Dieses Mittel ist Petroleum, so gleich und anhaltend auf die
Wunde gebracht. Es ist zum Erstaunen, wie dieses einfache
Mittel hilft. Sechs von Schlangen Gebissene — darunter ein
Schwiegersohn und ein Enkel von mir — haben
hier dieses Mittel schon gebraucht; alle schloffen schon
die erste Nacht ganz gut und konnten am folgenden Tage
wieder ihrer Arbeit nachgehen. Mein Schwiegersohn sah
grade, daß die Schlange ihn biß und sprang fort,
erhielt aber noch einen heftigen Schlag auf den Rücken von dem
Schwanz der Schlange, so fest hatte sie sich eingebissen. Er war
etwa 300 Meter vom Hause entfernt, und als er zurückkam, war
der Fuß schon angeschwollen und die Wunde schwarz und grün.
Er gebrauchte alsbald Petroleum, worauf die Schmerzen gleich
abnahmen und nachher ganz verschwanden. Tags darauf war
er vollständig gesund. Vor einiger Zeit wurde ein anderer
junger Mann gebissen, der mir auch verwandt ist. Dieser war
weit vom Hause entfernt, und als er zurückkam, trat
ihm schon Blut aus Mund und Nase, auch hatte er das Be-
wußtsein beinahe verloren. Seine Frau brachte auch etwas
Petroleum, aber da sie nicht gleich Besserung sah, gebrauchte sie
andere Mittel und gefährdete dadurch sein Leben, denn er kam
dem Tode sehr nahe und mußte 6 Wochen lang das Bett hüten.
Todesfälle nach Schlangenbissen sind hier nicht häufig und
meistens unverständiger Behandlung zuschreiben, aber lang-
wierige und schmerzhaft Krankenlager waren nichts seltenes.
Jetzt ist man hier nicht mehr so bange vor den Schlangen, seit
man dieses Mittel kennt, und jeder, der weit vom Hause arbeitet,
nimmt der Schlangen wegen Petroleum mit. Zwar haben wir
hier die furchtbaren Schlangen Indiens nicht, sondern nur zwei
Arten der Schararaka (bothrops jararaca), die andern sind ihrer
Seltenheit wegen ohne Bedeutung — aber diese können lästig
genug werden. Ist Jemand am Finger oder an der Zehe ge-
bissen, so ist es das Beste, das gebissene Glied direkt in Petro-
leum einzutauchen; kann dieses nicht geschehen, so taucht man
einen kleinen Lappen in Petroleum und legt ihn auf die Wunde,
gießt aber zeitweilig etwas nach, damit der Lappen immer voll
getränkt bleibt.

Gesichtsausdruck bei Menschen und Thieren. Höchst be-
lehrend und unterhaltend ist, was M. Eger in der Revue scienti-
fique über den Gesichtsausdruck bei Menschen und Thieren erzählt.
Er ist der diesjährige Sprecher der transformistischen Konferenz,
einer Zweigabtheilung einer internationalen anthropologischen Ver-
einigung, deren Mitglieder es sich zur Aufgabe gemacht haben, ab-
wechselnd neue Beweisgründe für den Lehrsatz zu erbringen, daß
Menschen und Thiere sich im Laufe der Zeiten aus niederen Organismen
zu höheren entwickelt haben. Eger geht nun von dem
Darwin'schen Grundsatze aus, daß der Ausdruck des Gesichts nichts
anderes sei als die Geiste zu einer entsprechenden Handlung. Ur-
sprünglich zweckmäßig, seien diese Bewegungen nach und nach mecha-
nisch geworden. Er erläutert dies an folgenden Beispielen: Bringt man
einem kleinen Kinde oder einem Thiere etwas zu essen, was es ver-
schmückt, so wendet es den Kopf nach rechts und links, um so der
Berührung mit dem ihm Widerwärtigen zu entgehen. Dies ist der
Ursprung des vermeintlichen Kopfschüttelns, das sich bei allen Völkern
wiederfindet. Will es dagegen das Dargebotene, so streckt es begeh-
rig den Kopf vor, und dem entspricht die Bewegung des Bejahens.
Hinter dem höhnlichen und zornigen Aufsich der Oberlippe liegt die
versteckte, instinctive Absicht zu beißen, und dieser stehende Ausdruck
ist ganz gleich bei Menschen wie bei Thieren. Das zornige Auf-
stampfen des Menschen ist nichts Anderes als der Ausdruck der Un-
geduld, welche Pferde durch Schreien und Tänzeln verrathen, wenn
sie zum Stillstehen gezwungen werden. Das spöttliche Ausstrecken
der Zunge drückt den Akt des Ausspieens, also einen hohen Grad des
Unwillens aus. Das Runzeln der Augenbrauen ist unzer trennlich vom
Schreien und tritt unwillkürlich bei körperlichem Schmerz oder heftiger
Anstrengung auf die Stirn, in solchen Fällen also, wo der unwillkürliche
Mensch einen Schrei ausstoßen würde.

Die Honiggewinnung bei den Anamiten. Die Wälder von
Nach-gia und an der Spitze von Camau bestehen zum größeren Theil
aus Gulapnotus. Die Blüten der letzteren enthalten einen Saft
welcher die Bienen anzieht. Zudem sind die Wälder wahre Bienen-
stöcke. Gegen Ende des vierten anamitischen Monats beginnen die
Bienen ihre Arbeiten. Während der ersten Monate schätzt der Bächter
den Wald vor Dieben und bereitet einige kleine Bretchen vor, die in
einer Höhe von 1,5 bis 2 Meter oberhalb des Bodens schräg über zwei
Klöften gelegt und mit Honig bestrichen werden. Die Bienen, angelockt
durch den Honig, bauen alsbald ein Nest; die Mehrzahl der Schwärme
befindet sich jedoch in den Zweigen der Bäume, einige Meter hoch über
die Erde. Das Einsammeln der Nester verursacht keine weiteren Vor-
bereitungen und Kosten; man braucht nur ein Messer von Holz oder
Knochen, um die Nester abzulösen, ohne sie zu zerbrechen, einen Korb und
eine Schnur, um sie hinabzulassen. Zwei Männer und ein Kind bilden
gewöhnlich die Expedition, sie landen an irgend einem Punkt ihres
Pachtgebietes und während die Männer in den Wald eindringen,
bleibt das Kind im Rahne zurück und schlägt beständig auf ein höl-
zernes Tamtam, um ihnen anzuzeigen, von wo sie auszugehen sind.
Ein besonderes Zeichen verkündet die Anwesenheit eines Tigers: bei
diesem Zeichen eilen die Nachbarn zur Hilfe Desjenigen herbei, der in
Gefahr ist, da sich der Schall des Signales in Folge des ebenen
Terrains auf sehr weite Entfernungen fortsetzt. Mit ein Nest ge-
funden, so bestiegt einer der Männer mit einer Korbfackel versehen den
Baum, vertreibt die Bienen durch den Rauch seiner Fackel, schneidet
das Nest mit dem Messer ab und läßt es mittelst des Korbes und der
Seile vom Baume zur Erde, wo es sein Gefährte in Empfang nimmt.
Der Honig wird durch Pressen mit den Händen gewonnen; nach dem
ersten Auslösen folgt ein hartes Auspressen mittelst eines Hebels,
wobei das Wachs abgefordert wird; nach einem zweiten Auslösen
wird der Honig in ein thönernes Gefäß von bestimmter Größe ge-
gossen.

Vom Büchertisch.

Unter dem Titel „**Hoch Freundschaft und Geselligkeit!**“ er-
schien im Verlage von Levy u. Müller in Stuttgart eine Samm-
lung ausgewählter Reden und Trinksprüche, bei Einladungen, geselligen
Abenden, bei Spiel und Tanz, zu Silvester und Neujahr, sowie im
engeren Freundeskreise zu verwenden. Das von Justinus Abel heraus-
gegebene Buch bringt so ziemlich Alles, was von einem Geselliger
verlangt werden kann. Sämmtliche Reden und Toaste sind dem ro-
mancien Leben angepaßt und enthalten an passenden Stellen einen
Humor und Wig, wie er in andern dergleichen Werken nirgends an-
getroffen wird, und wie er doch durchaus nothwendig ist, wenn durch
eine Rede „Stimmung“ in die Gesellschaft gebracht werden soll. Was
wir dem Verfasser recht hoch anrechnen, ist der Umstand, daß er alle
abgedroschenen und trivialen Redemendungen verdammt und aus der
reichen Schatzkammer seines Geistes nur das Beste und Originellste
bietet. Gerade jetzt, wo das gesellschaftliche Leben reger zu vorkommen
beginnt, wird der gefällige Band von 112 Seiten — er kostet broschirt
nur Mk. 1,20, elegant kartonirt Mk. 1,50 — Vielen ein hochwill-
kommener Helfer in der Noth sein.

Ueber nationale Geschichtsschreibung giebt Hermann Grimm im
Januarheft der **Deutschen Rundschau** „Erinnerungen und Beobach-
tungen“, zu denen er sich durch Heinrich von Treitschke's Deutsche Ge-
schichte angeregt sah. Einem der bedeutendsten nationalen Werke wird
durch diese Betrachtungen von einem unserer feinsinnigsten und geist-
vollsten Gelehrten ein Denkmal gesetzt, das gerade in den Tagen der
Erinnerung an die Gründung des deutschen Reiches all-
gemeine Aufmerksamkeit verdient. Von den großen Ereignissen des
ostasiatischen Krieges berichtet C. von Hanneken in dem
ersten Abschnitt seiner Epistoden aus dem chinesisch-japanischen Krieg
betreffend die Artillerie; er schildert zunächst den Untergang der
Kauf-hing und weiß als Augenzeuge über diese viel besprochene Kata-
strophe die fesselndsten und wichtigsten Details anzugeben. Eine
Reihe von literatur- und zeitgeschichtlichen, sowie
historischen Beiträgen machen den sonstigen reichen Inhalt
des Januarheftes aus, von jenen sind neben einer Fort-
setzung des Aufsatzes über Francesco Petrarca in seinem Briefwechsel
von Franz Xaver Kraus eine sehr interessante Publikation Hermann
Düffers über Heinrich Heine und E. C. A. Keller mit bisher un-
gedruckten Heimbriefen sowie die anschaulichen Bilder aus dem rich-
tlichen London hervorzuheben, die Marie von Gunten mit sicherer Hand
zeichnet und die uns ebenso lebendig die Gläubigen der Kirchen wie
die Apollon der Heilsarmee zeigen. Die belletristischen Gaden
haben Hans Hoffmann und Anselm Heine beigezeichnet; Hoffmann
bietet in der „Sonnwendnacht“ wieder eines seiner reizvollen
und geistreichen Ostermärchen, Anselm Heine entfalet in
der Charakterstudie Peter Paul ein ungewöhnlich großes
Schaltungsvermögen und dürfte durch diese Darstellung eines Künstler-
lebens schnell ihrem Talente Freunde gewinnen. Meinere Artikel, ein
warm empfundener Nachruf C. Kronesers auf den italienischen Physiolo-
gen Giulio Ceradini, eine politische und eine literarische Rundschau
— mit einer Anzeige der Sammtausgabe von Ernst Moritz Arndts
Werken, literarischen Notizen und einer reichhaltigen Bibliographie —
schließen das Heft ab.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.